

Die erste Ersteigung des Admonter Reichensteins *)

Von Hubert Peterka, Wien

1. Teil

„Der Reichensteinstock bildet mit der Hochtorgruppe die gesamte rechtsseitige Talwandung von Hieflau angefangen durch das Gesäuse bis nach Admont. Imponiert die Hochtorgruppe durch die gewaltige Massenentfaltung, so fesselt der stolze Reichensteinstock durch die Kühnheit und Eleganz der Formen.“
Heinrich Heß **)

Vom Johnsbach und seiner Talfurche sind die beiden schönsten Bergstöcke der Gesäuseberge getrennt. Einerseits der mächtige Eckfirst der langfirstigen Gratformation von der Planspitze über das Hochtor, der Große Ödstein, anderseits der Reichenstein. Beide Felsmassive haben nur geringe Ebenbilder in den steirischen Bergen. Das Johnsbachtal zieht enge gestreckt vom Süden nach Norden, von einer Höhe ab 761 m (WH Donner) bis zu seiner Ausmündung in das Ennstal bei 591 m. Es hat demnach in seiner Gesamtheit das geringe Gefälle von 170 m, im Mittelstück eine einzige Erweiterung, dort, wo der Kaderalplschüttgraben vom Westen und der Gsenggraben vom Osten einziehen; beide entspringend aus wilden, felsbedrängten Höhen, in denen es nur enge Wildfährten und selten Unterschlüpfte gibt. Der Große Ödstein ragt 1655 m, der Reichenstein 1547 m aus dem Johnsbachtal (mit seinen reinen 700 m) auf. Beide Berge, ausgezeichnet durch die Pracht ihrer schroffen Gestalt, erlangten in der Geschichte des hochwertigen Bergsteigens im vorigen Jahrhundert entscheidende Bedeutung.

Vom Großen Ödstein streicht das engumschnürte Ödsteinkar mit dem waldigen Kainzenalplgraben direkt zum Johnsbachtal ab. Vom Reichenstein zieht der Langgriesgraben als höchster Seitenarm zum Johnsbachtal nieder, in seinem unteren Teil flach laufend, nahezu ohne Gefälle. In seinem oberen Teil, ab 813 m, ist er jäher, stoßt darüber als enger Schuttkanal und abschließend als enge Blockrinne zur Reichenstein-Nordostwand vor, die an ihrer Basis (1842 m) von flach lagernden Platten umkleidet ist. Sie alle, mit keiner einzigen Ausnahme, neigen sich zum Langgriesgraben hinab. Aus dieser abfallenden Felsfront entwickelt

*) Dieser Artikel wurde für die Reihe „Vor 100 Jahren“ geschrieben, konnte aber erst jetzt, wegen persönlicher Hindernisse des Verfassers, erscheinen.

**) Erschließung der Ostalpen, 1893, 1. Band /383. „Rechtsseitig“ ist orographisch zu verstehen.

sich nach oben die Nordostwand (405 m hoch). Damit entsteht das schönste Reichensteinbild, nach den Worten Heinrich Heß' „ein Schaustück unserer Nördlichen Kalkalpen von beachtenswerter Großartigkeit“ (1) *).

Der hinterste, hochalpine Langgriesgraben wird südlich vom Pfarrmauerriegel (höchster Punkt 1962 m), nordwestlich vom Langgriesriegel überragt; letzterer ist ein schnittiger, von Hochwald bekleideter First, der bis hinaus zum felsigen Turmstein gegen den Gesäuseboden reicht. In seinem Mittelstück ist er 1250 m hoch, steilt von hier gegen die „Schinderlucken“ (1761 m) auf, deren zerklüfteter Scheitel (mit einer Biwakhöhle) gegen die Nordostwandbasis (1842 m) verläuft. Hier, also nach den Felsen der „Schinderlucken“, findet sich ein Schuttsattel (1939 m), der als oberster Teil des Langgriesriegels genau an der Stelle liegt, wo sich Nordostwand und Nordwestwand treffen. Zu diesem Sattel zieht eine enge Schuttrinne von der Hinteren Goferschütt hinauf¹⁾. Der Langgriesriegel scheidet den Langgriesgraben vom Gofergaben. Dieser ist der direkt aus dem Ennstal zum Reichensteinmassiv vordringende Taleinschnitt, der am Beginn durch die beiderseits isoliert stehenden Felsmassen der Haindlmauer über der Enns und dem Turmstein über dem Johnsbach begrenzt wird. Er ist nicht wesentlich länger als der Langgriesgraben und hat nicht, wie dieser, den Charakter einer Felswildnis, sondern zieht walddreich (wenn auch als Schuttgraben) bis zur Hinteren Goferalm, 1012 m. Vom Gesäusestraßenniveau mit 610 m ergeben sich für den Gofergaben 402 Höhenmeter. Nach der Hinteren Goferalm und deren umschließenden Hochwald endet der gesamte Gofergaben als blockiges Bachbett, das bis in die Höhe von etwa 1500 m zieht, nachdem es vorher die rund 300 m lange Hintere Goferschütt begleitet hat. Diese Geröllfläche stößt unmittelbar bis zur Sparafeld-Nordostwand vor, rückt aber auch seitlich gegen die Reichenstein-Nordwestwand hinan. Deren Wandfuß in der Höhenlage von 1650 m ist tiefer als jener der Nordostwand. Die reine Aufbauhöhe der Nordwestwand beträgt 534 m²⁾; gegenüber der Nordostwand (mit 405 m) ist sie um 129 m höher. Dem Reichenstein (an seiner Nordwestseite über der Hinteren Goferschütt) ist das Sparafeld benachbart, getrennt durch die enge (und sehr alpine) Wildscharte, 1903 m. Aus ihr erhebt sich steil und schroff der Reichenstein mit seinem kantenartigen Westabsturz mit 281 Höhenmetern³⁾. Die Nordostseite (zum Langgriesgraben—Johnsbachtal) stellt außer Zweifel die packendste, die Nordwestseite (zur Hinteren Goferschütt und zum Gofergaben) die bergsteigerisch lockendste Wandbildung dar.

Die alpine Erschließung der Nordostseite begann im Jahre 1884; zeitmäßig schließt sie an die ersten Besteigungen des Reichensteins an. Jene der Nordwestseite erfolgte erst ab 1912, demnach 28 Jahre später als die der Nordostwand. Die Südseite gegen die Hintere Flietzenalpe⁴⁾ und das Gelände gegen den Querriegel der Treffneralpe zu war der Bereich, in dem sich die erste Ersteigung des Reichensteins abspielte. Dieser Weg gilt auch heute noch als der einfachste und sicherste.

*

Der Reichenstein ist nicht nur eine „charakteristische Dreizackgestalt“ (1), sondern ein Gipfel des Gesäuses, der sich durch seine Eigenwilligkeit am stärksten (ähnlich dem Kleinen Buchstein) von seinen Nachbarn unterscheidet. Sogar vom Großen Odstein, welcher sein Trabant an der Ostseite des Johnsbachtals

¹⁾ Vermittelt heute den besten Zugang zum Fuß der Nordostwand oder Nordwestwand ab der Gofershütte, 1020 m, und von der Hinteren Goferalm.

²⁾ Bis „Admonterhorn“, 2184 m, der nordwestl. Erhebung des Reichensteingipfels.

³⁾ Bis „Admonterhorn“; von hier zum Reichensteingipfel 63 Höhenmeter; da-

ist. Es erscheint begreiflich und nicht überschwänglich, wenn der Volksmund den Reichenstein vor seiner ersten Ersteigung mit der Bezeichnung „Steirisches Matterhorn“ schmeichelte. So wie die Nordostseite aus dem Langgriesgraben und die Nordwestseite zur Hinteren Goferschütt und dem Gofergaben (der schon rund um das Jahr 1000 für Hochwildjagden von den geistlichen Stiftsherren zu Admont aufgesucht worden war⁵⁾) sehr böse aussahen, so schienen auch die beiden anderen Bergflanken nicht gerade einladend: ein Südwestabfall gegen den Wiesenplan der Hinteren Flietzenalpe, der über 1000 m beträgt, ein Südabfall zum querlaufenden Treffneralmriegel unter dem Pfarrmauernkamm, eine Gratentwicklung vom Gipfelfirst über eine enge Scharte hinweg⁶⁾ zu einem haubenartigen Felshaupt, das man Totenköpfl benannt hatte⁷⁾. Immerhin wurde der Südabfall als am besten und sichersten geeignet für einen Ersteigungsversuch betrachtet, und so war es auch, als das erste Gipfelwerben begann. Das war zwei Jahre nach dem ersten touristischen Betreten des Hochtorgipfels (1871). Auf dem Reichenstein waren aber niemals Jäger (wie bereits am Hochtorn vor den ersten Bergsteigern) gestanden. Anspielungen⁸⁾ auf das „Goldkandel“, einem Quellsprung im Südabfall, mit Restteilen einer Holzleiter, mit Eisenzapfen bei Felsstufen, sind mit einstigen Goldsuchern in Verbindung zu bringen, aber keinerlei Hinweise auf ein frühalpines Unternehmen. Ein solches hatte es nur am einstigen „Calblingalb“, dem heutigen Kalbling gegeben; bereits anno 1131.

Diese Kalblingersteigung ist glattweg als erster alpiner Gipfelerfolg in den Gesäusebergen zu werten; zu einer Zeit, als noch niemand daran dachte, daß es einmal auch ein Bergsteigen geben würde.

*

Eine volle Woche, vom 3. bis 9. August, hatten die beiden jungen Grazer Johann Frischauf und Franz v. Juraschek im Jahre 1871 gebraucht, um von Seewiesen über das Hochschwabplateau nach Eisenerz und von hier über „zwei Höhen“ (nicht über den gegenwärtigen Neuburgsattel der Radmerhöhe) zum hintersten Johnsbachtal hinab zu gelangen, in dem Fürst Festetics und Graf Fünfkirchen das Schußwild hegen ließen. Dementsprechend gab es energische Vorschriften und strenge Erlässe, welche keine Entgegnung duldeten. Nur die beiden Grazer hielten sich nicht daran. Sie wollten es nicht wahrhaben, „noch im 19. Jahrhundert Anschauungen von herrschaftlicher Willkür zu finden, die höchstens ins Mittelalter gepaßt hätten“ (2). So schlimm war es damals, 1871, im hintersten Johnsbachtal⁹⁾ bei ihrer Hochtornbesteigung. Nicht anders klang es, als man 1873 schrieb, und es dem Reichenstein gelten sollte!

Das dazwischenliegende Jahr, und zwar den August 1872, hatte Johann Frischauf benützt, um von Admont das Jagdschlößchen Kaiserau zu erreichen und von hier den Kalblinggipfel zu gewinnen, da er glaubte, daß sich vielleicht der Reichenstein vom Kalbling „auf kürzestem Wege“ (2) als zugänglich erweisen könnte. Am Kalblinggipfel stand damals ein Kreuz. Man hatte ihn

⁵⁾ Herzog Carl von Steiermark hatte 1581—1591 die Jagdbereiche erstmals auf das Johnsbachtal ausgeweitet; 1591 fand darinnen eine Hofjagd statt; 1608 wurde vom jagdliebenden Abt Johann des Benediktiner-Stiftes Admont das noch heute bestehende Pfarrhaus in Johnsbach für Jagdzwecke erbaut. Viel später ist daraus eine eigene Pfarre entstanden. „Gstaderhals“ (1392), „Staderwag“ (1560) oder „Gstaderwag“ (1584) hatte die einzige Talunterkunft des Gesäusebodens geheißen. Das heutige Gstatterboden ist daraus später entstanden. Es war ein Jagdstützpunkt gewesen. Die erste befahrbare Straße löste einen vorher bestehenden Jagdpfad ab (1840); sie wurde vom gewerkschaftlichen Waldmeister Johann Schlager erbaut (1840—1847); der Jagdweg reichte bis zum

nämlich für den Hauptberg des Gebietsbereiches gehalten. Aber jeder Ersteigungsgedanke bezüglich des Reichensteins wich, sobald Johann Frischauf sehen konnte, was auf den Kalbling folgte und wie die Verbindung über das Sparafeld zum schroffen Reichenstein beschaffen war. Vor allem nach „furchtbar steilen Wänden“ (2) die jähe und tiefe Wildscharte. Entgegen diesem Eindruck sah „relativ am zugänglichsten die Südseite aus“ (2), bemerkte Frischauf, da sie „ziemlich weit hinauf bewachsen“ (2) wäre, ein Umstand, der für die in Aussicht genommene Besteigung vorteilhaft sein könnte. Was sich auch als richtig herausstellte, sobald es ganz ernst mit dem Reichenstein geworden war. Der Behauptung, vom Gut Kaiserau wären vor 20 Jahren (somit 1853) „drei Jäger oben gewesen, darunter der gegenwärtige Wirt zum Nagelschmied in der Nähe der Kaiserau“ (2), brachte Johann Frischauf nicht viel Glauben entgegen, und was er persönlich aus dem Mund des Biederer hörte, stellte sich als albernes Geschwätz heraus: der Nagelschmied meinte „er habe Gott gedankt wieder herabgekommen zu sein“ und er möchte „nicht um 100.000 Gulden den Stieg nochmals versuchen“, jetzt noch „wo er alt und gebrechlich geworden sei“ (2). Aber einen Fingerzeig hatte das Gespräch klar gegeben: die Aufstiegsmöglichkeit! Von der Hinteren Flietzenalpe hinweg: über das sagenvolle „Goldkandel“ weiter, zum Steilhang, zu einer Schlucht, gegen die obersten Felsen der Südwand hinauf . . .

Johann Frischauf genügte diese Andeutung. Er stieg nach Trieben ab und erhoffte sich beim Oberförster Janiß eine sichere Auskunft über den Reichenstein, doch dieser meinte energisch: „der Reichenstein ist kein Berg zum Besteigen, den sollte man lieber von unten ansehen“ (2). Somit eine Weisung, die zum damaligen täglichen Gebrauch gehörte, welche aber nicht im geringsten den Wünschen eines Bergsteigers näherkam. Als dazu das herrschende Schlechtwetter von Stunde zu Stunde übler wurde, gab Frischauf seine Absicht auf und reiste heimwärts nach Graz. Ade hieß es; für 1872 verloren, für 1873 aber bereit!

*

Franz v. Juraschek hatte 1872 seiner militärischen Pflicht gehorcht; im Sommer 1873 war er wieder der Gefährte Johann Frischaufs für den Reichenstein, den Frischauf auf seinem Programm stehen hatte, sobald die Schulferien begannen, und man „mehr Zeit und Mühe“ (2) verwenden wollte als im Vorjahr. Zum Verdruß gab es vorerst einen langanhaltenden Landregen in Trieben, tiefe Wolkenbänke über dem Paltental und seinen Bergen. Am nahen Wagenbänkogel (den Franz v. Juraschek mit einem Triebener Führer aufsuchte) stiegen keinerlei Hoffnungen für die geplante Erstbesteigung auf, nur die Erkenntnis, daß dieser Führer für deren Ausführung kaum geeignet sei. Man wandte sich wieder an Oberförster Janiß, und dieser meinte, aus der Bedrängnis könne nur einer helfen: Mathias Spreitz, vulgo „Krachler“, ein Bauer im Hohlweg der Gemeinde Bärndorf bei St. Lorenzen, beschäftigt bei der Asselsäge. Er wäre der richtige Mann, auch „bereits am Reichenstein oben gewesen“ (2). Damit war der Haupttreffer gemacht für das was kommen sollte. Man versuchte, den Berufenen für den Reichenstein sofort zu gewinnen, traf aber zunächst nur seine Frau an, die meinte: ihr Mann wäre sicherlich bereit zum Aufstieg, man müsse auf ihn warten. Und als Mathias Spreitz einige Stunden später auftauchte, sagte er selbstsicher: „Ihm sei die Gegend ganz bekannt, wir würden leicht hinaufkommen“ (2).

Noch am gleichen Abend marschierte man von Trieben fort und dem eineinhalb Stunden entfernten Gaishorn zu, um dort zu nächtigen. Dabei hatte Spreitz jämmerlich wie eine Lokomotive geschnauft, unterwegs reichlich Bier genossen, doch bereitwilligst immer gesagt, es werde alles gutgehen, obgleich Frischauf arge Bedenken kamen. Doch tröstete ihn die Meinung, „daß gerade die besten Kletterer schlechte Straßenwanderer sind“ (2), wie in diesem fernen

An jenem 23. Juli 1873 ging es knapp vor vier Uhr morgens vom Gaishorner Postwirthshaus in den erwachenden Morgen hinaus. Es wurde ganz hell, sobald man im Flietzengraben bergan stieg. Bei der Enge mit einer Säge endete der gute Almsteig. Eine Holzriese folgte im Anschluß nach oben, dann leitete ein Steiglein in mäßiger Steigung entlang des Flietzenbaches zu einer Lichtung im Waldgrund. Dort lag die Vordere Flietzenalpe; höher die Hintere Flietzenalpe. Bei ihr weitete sich der Blick: über die beiderseitigen Urforste hinauf zum Reichenstein, gegen das Tagesziel.

Rechts im Hang stieg man weiter, höher und höher. Immer rastlos. Spreitz kannte wirklich das Gelände des Abfalls, man irrte niemals, machte kaum unnötige Schritte. Schon frühzeitig begannen Felsen, mit dichtem Latschenwuchs umgürtet. Als schwarzgrüne Schaukelbalkone hingen sie über den Köpfen, immerzu direkt vom Himmel herab. Zwischen ihnen ging es nicht immer günstig vorwärts, und nach eineinhalb Stunden sah man das glückbringende „Goldkandel“ — eine kleine Quelle, die vermurt war. Dort rastete man ein wenig, weil Spreitz sagte, dies sei das „letzte Wasser das der Reichenstein habe“ (2). Eine Viertelstunde höher folgte ein kleiner Winkel mit vielem Wasser und dem ersten Schneefeld. Zugleich zeigte sich ein guter Überblick für jenes Gelände, über das man aufsteigen wollte. Es bestand aus Stufen, Platten in mäßiger Neigung, aus Rinnen mit Krummholzkronen behangen und aus zwei engen Grasbändern, doch alles vereinigte sich zu einer Schlucht, die jäh anstieg und mit einer Steilwand endete. Sie erachtete man als wesentliche Sperre.

Schon im Schluchtbeginn wurde das mitgetragene Gepäck hinterlegt, um „den ungehinderten Gebrauch der Hände für das Klettern zu erhalten“ (2), wie Johann Frischauf erzählt. Es gab neuerlich Platten, die Spreitz zuerst überstieg, bevor die beiden Grazer nachkommen konnten. Sie merkten sofort: ganz sicher wäre ihr Führer nicht mehr, doch dieser stellte unmittelbar darauf die Orakelfrage: Wo könnte es bei der abschließenden Felswand weitergehen — links oder rechts? Man war darüber etwas unwillig. Offenbar nur rechts, meinte man. Das sei natürlich, ganz sicher und klar! Aber Spreitz erklärte, dies sei unrichtig. „Links geht der Weg über die Wand hinauf, rechts kann man nicht aufsteigen“ (2), womit er wieder zur alten Sicherheit zurückgefunden hatte¹⁰⁾. Von der Schluchtwandüberwindung am Tage der ersten Reichensteinersteigung gibt die Niederschrift von Johann Frischauf folgende Auskunft: „Über eine ganz glatte, zwar niedere, aber senkrechte Platte, ging es mit Hilfe der Knie aufwärts; unser steirisches Kostüm erwies sich, da die Knie nur durch die Unterbeinkleidung geschützt waren, als äußerst unpraktisch; gepolsterte Knie sind für die Partie auf den Reichenstein beinahe unerlässlich. Doch überwandten wir mit Krachlers Hilfe auch dieses Hindernis und kamen glücklich hinauf. Schon glaubten wir, die Schwierigkeiten der Felswand überwunden zu haben, als nach einigen Schritten noch größere Hindernisse eintraten. Glatte Platten wechselten mit steilen, schlüpfrigen Rasenflächen, bei welchen die größte Vorsicht nötig war; wenige Stellen gab es, wo man bloß mit den Füßen zu gehen hatte, meist waren die Hände und die Knie die wichtigsten Teile des Gehwerkes“ (2). Nach diesem Büßergang¹¹⁾ ärgster Sorte folgten sehr ausgesetzte Plattenstellen; man erstieg auch sie zum Abschluß, denn als nach dem Mühen ein schulterartiger Absatz in einem herabziehenden Grat (dem Südgrat) betreten worden war, erblickte man schlagartig zum ersten Mal die jenseitige Südwestflanke und an ihr die tiefe Wildscharte als Trennkerbe zum Sparafeld. Dort sah man mehrere Personen am Gipfel stehen, die unverwandt herüberschauten¹²⁾. Aber zu ihnen hinüber gab es

¹⁰⁾ Es ist dies jene Schluchtwand, zu der man am heute gebräuchlichen Anstiegsweg

viel Luft; jene Weite, die beständig um den Reichensteingipfel herrscht. Eine Viertelstunde nach dem Betreten der Südgratstufe langte man am Gipfel an. Dazu war nur noch das Übersteigen gerölliger Schrofen und einer engen Rasenbank nötig. Es regierte ein wolkenreiner Himmel, es präsentierte sich eine bezaubernde Berglandschaft nach allen Seiten, besonders schön der Grimming und das Dachsteinmassiv, das als glasige Silhouette wirkte. „Der Gipfel ist ein ziemlich langer Grat“ (2), erzählt der Tagesbericht über den Erfolg. Es war ein Ereignis, das bald kräftige Schatten werfen sollte. Auch für die Fürsten der Gesäuseberge.

Von der schwierigen Schluchtwand bis zum Gipfel hatte man volle eineinhalb Stunden benötigt. Sobald der Reichenstein seinen ersten Steinmann erhalten hatte, als die Ersteigungsnotiz in einer leergetrunkenen Schnapsflasche steckte, kehrte man um, stieg ab. Spreitz konnte die Verschwendung der schönen Glasflasche nicht begreifen, und es dauerte eine Weile, bis er über die Notwendigkeit, „über den Zweck solcher Denkzeichen“ (2) aufgeklärt war. Er eilte noch vor dem Abstieg am gesamten Gipfelgrat entlang, „um nach den Gemen zu schauen“ (2), womit er lange beschäftigt war. Inzwischen kehrten die beiden Grazer selbständig ein Stück zurück am Aufstiegsweg, hatten jedoch dabei Schwierigkeiten, weshalb sie abwarteten, „bis der Führer mit einer fabelhaften Sicherheit“ (2) nachkam, über alle Felsplatten schritt, dabei eine Ausgeglichenheit zeigte, die zum Staunen Anlaß gab, weil Spreitz diese Gewandtheit am Tag vorher, beim Straßenmarsch von Trieben nach Gaishorn, nicht gezeigt hatte. Johann Frischauf meint, der Abstieg wäre an Einzelstellen schwieriger als der Aufstieg gewesen. Er schildert mehrere Besonderheiten genau, da man daran mit „dem Gesicht zum Fels und nur an den Händen hängend, die Tritte nach abwärts suchen mußte“ (2). Derartiges Klettern war man aber noch nicht gewöhnt. Dies hatte es für die Grazer vorher noch auf keinem Berg gegeben. Spreitz jedoch half dutzende Male, und wenn die Not am heftigsten war, griff er immer mit engster Hilfeleistung, besonders für Franz v. Juraschek inmitten der Steilstufe zum Schluchtgrund, zu. Als man jedoch mit gegenseitigem Unterstützen unter der Steilwandstufe anlangte, wußte man sich außerhalb aller Gefahren des Tages, gestand sich jedoch gern, ohne Spreitz' Hilfe nicht so sicher den Abstieg erledigt zu haben; „es hätte uns das letzte Stück viele Mühe gemacht“ (2), heißt es klipp und klar. Mathias Spreitz war der erste unten, von Juraschek war der zweite, der folgte, zuletzt kam Frischauf herab. Knapp nachher wurden die zurückgelassenen Gepäckstücke erreicht. Bei ihnen rastete man kurz, verzehrte den Tagesproviant und trank Tee. Dabei gab es Wahrnehmungen, die von entscheidender Bedeutung waren. Vor allem für die spätere Zukunft des Reichensteins, für seinen heutigen Südwandanstieg. Denn es folgte nun nicht der Restabstieg durch die latschenbedeckten Schrofenabsätze zur Flietzenalpe hinab, sondern ein Abweichen von der Südschlucht über einen Gratsporn zum Rasenkamm der Treffneralpe hinüber¹³⁾. Dieses Abqueren erschien sehr kurz und sicher; außerdem war das Gelände Mathias Spreitz „vollkommen vertraut. Von den Gamsjagden her kannte er jeden Einschnitt“ (2), wie Johann Frischauf ausdrücklich erklärt. Man stieg daher aus der Schlucht ein kleines Stück zur Gratrippe zurück und begann den Quergang „durch die meist mit Krummholz bewachsenen Abstürze“ (2), wobei Platten, enge Rasenbänder, Rinnen mit Wasser, zuletzt ein großes Schneefeld, abwechselten. Am Ende stand man in den steilen Grünhängen unterhalb der Pfarrmauer, wieder in einer Gegend, die Spreitz wohlvertraut war. Der Reichenstein galt so gut als überwunden, sobald tiefere Hänge betreten waren, wofür man neuerlich eineinhalb Stunden ab Gipfel gebraucht hatte¹⁴⁾. Auf dem

waagrechten Rücken der Treffneralpe trennten sich die Wege, die zu wählen waren. Mathias Spreitz, der tüchtige und bescheidene „Krachler“, der sich „auf dieser Tour so trefflich gehalten hatte und jedermann empfohlen werden kann, der mit einer ganz bescheidenen Entlohnung sehr zufrieden war“ (2), mußte nach Gaishorn zurück. Hinab ins Paltental, nach Trieben weiter zu seiner täglichen Arbeit in der Asselsäge, während der k. k. Universitäts-Professor Dr. Johann Frischauf und der Grazer Jurist Dr. Ritter v. Juraschek über den Waldhang zum Johnsbachtal niederstiegen. Die erste Reichensteinersteigung hatte aber keine 100 000 Gulden gekostet, wie es der Nagelschmied noch vor einem Jahr vermeinte.

Beim Donnerwirt kehrten die beiden Grazer Bergsteiger zu, um eine Herberge zu haben für eine beabsichtigte Ersteigung des Großen Odsteins am nächsten Tag. Aber daraus wurde nichts, das Wetter schlug um. Es regnete. Es „war süß zu ruhn, nach dem schwierigsten Berg in den steirischen Alpen“ (2), wie Johann Frischauf den Verzicht erklärt. Der Große Odstein hatte deshalb auf seine Ersteigung weiterhin zu warten. Vier weitere Jahre . . .

*

Obgleich die erste Ersteigung des Reichensteins von vielen Personen auf dem Sparafeldgipfel gesehen worden war, bezweifelte man deren Echtheit. Es fehlte der Glaube für das Ereignis vom 23. Juli 1873. Und dies noch durch drei volle Jahre.

Als am 4. Juni 1876 Heinrich Heß und Eduard Gerstenberg für die 2. Reichensteinersteigung rüsteten (wieder in Trieben und nochmals mit Mathias Spreitz), galt der Berg „bei den Talbewohnern noch unbestiegen“ (1), wie Heinrich Heß schrieb. Dazu mag auch eine Äußerung von Mathias Spreitz geführt haben, die, in Anlehnung an die Meinung des Nagelschmiedwirtes gelautet hatte: er (Krachler) werde „nie wieder ins Reichenstoan ansteigen“ (3), seine erste Reichensteinbesteigung, wäre zugleich „auch seine letzte“ (3) gewesen. Das hatte aber nur für drei Jahre gegolten, dann reifte doch wieder eine neue Zeit heran.

Acht Tage vor den Pfingstfeiertagen des Jahres 1876 frug der jugendliche Heinrich Heß brieflich und geduldsam bei Mathias Spreitz an, ob er es für möglich halte, „zu dieser verhältnismäßig frühen Zeit die Reichensteinspitze zu erreichen“ (3). Dafür gab es eine Absage, doch die Aussicht, „wenn wir mindest um ein Monat später kommen würden, wäre die Möglichkeit eher geboten und er dann auch bereit, uns zu führen“ (3). Heß war damit zufrieden, nicht aber mit der Zeitverschiebung, die ihm als Verschleppung erschien. Er war gesonnen, sofort auszuführen, für was er sich entschlossen hatte: für die 2. Reichensteinersteigung!

Gleich ihm dachte sein Freund Eduard Gerstenberg, ebenso die Freunde Oskar Romich, Karl Sperl, Franz Dietz und Franz Josef Kaiser, die alle mit-sammen auf den Reichenstein wollten. Wohl ausgerüstet, genügend verproviantiert. In der Nacht vom Pfingstsamstag zum Pfingstsonntag dampfte das starke Fähnlein der Aufrechten dem „gefährlichen, aber desto reizvollerem Ziele“ (3) von Wien über Bruck a. d. Mur, Leoben, St. Michael, Trieben entgegen, wo am Pfingstsonntag (dem 4. Juni 1876), um 7.38 Uhr, die Zugsanfahrt beendet war. In Zuggers Gasthaus wurde Aufnahme gefunden, freundlichst, wie man es von einem damaligen Fremdenverkehrsbetrieb verlangen konnte. Sofort wurde nach Mathias Spreitz geschickt, doch der war nicht greifbar. Er kam erst um halb zehn

Um 13 Uhr stand man auf dem Wiesenplan der Hinteren Flietzenalpe, dem Sparafeld und dem Reichenstein gegenüber. Keuchend, schwitzend, doch nicht ermüdet. Die Hütten der Alm waren noch verschlossen; der Winterschnee lag bis zum Zaungatter herab, die hohen Fichten kannten schon den baldigen Sommer; noch nicht die weiten Schneefelder, die „gletscherähnlich vom Fuße der Wände herabziehen“ (3), wie Heinrich Heß von diesem Pfingstsonntag des Jahres 1876 erzählt, an dem eine Stunde gerastet wurde, bevor am gleichen Nachmittag die Reichensteinersteigung fortgesetzt wurde. Sie hatte dann aber „nicht eines gewissen abenteuerlichen Anstriches“ (3) entbehrt.

Volle 1000 Höhenmeter gab es zu überwinden; im Aufstieg zuerst, dann im Abstieg. An einem einzigen Nachmittag. Bei zweifelhaften Verhältnissen im Gelände, bei reichlichem Schneebeleg, nur bei strahlend schönem Wetter. Wie es einem Pfingstsonntag zu gebühren schien . . .

Um 14 Uhr brach man bergwärts auf. Aus dem Geröllgraben ging es steil nach rechts, an dem mit vereinzelt Lärchen bestandenen Hang weiter, bis man zur Südschlucht wechseln konnte, in der der Aufstieg sich vollziehen mußte (wie Heinrich Heß sicher wußte, außerdem der Führer Spreitz versicherte). Nicht zu lange dauerte es, dann riß die Kette der Anstürmer auseinander. Stückweise, vereinzelt geschah dies. Zuerst gab ein Mann auf (Franz Dietz), darauf ein Gefährte von ihm (Karl Sperl), hoch im Gelände nach der Latschenzone über einer terrassenartigen Abstufung und dicht vor der schwierigen Schluchtwand entschwanden Franz Josef Kaiser und Oskar Romich dem Trupp des Angriffs. Die sechs Teilnehmer gab es nicht mehr.

Die vier Genannten stiegen wieder zur Hinteren Flietzenalm ab, um von hier mitanzusehen, wie der Rest ihrer Gruppe (Heinrich Heß und Eduard Gerstenberg mit Mathias Spreitz) gipfelwärts vordrang. Zuletzt nur noch die beiden Jugendlichen aus Wien, denn auch ihr Führer war sitzen geblieben . . .

Schon zu Beginn fand man vieles unbequem. Vor allem das viele Gepäck, nicht aber ein Seil, welches seine Dienste zu leisten hatte, als man in das oberste Steilgelände einzudringen begann. Dort hieß es bald: „Kein Schritt war nun anstrengungslos“ (3), wie Heinrich Heß in seinem Tagesbericht erklärt, und einen Pickel lobt, an dem er sich, sobald er im harten Schnee eingehackt war, „ohne viel Mühe nachziehen konnte“ (3). Dies hatte öfters eine halbe Stunde gekostet, ein Umstand, dem man aber nicht entgehen konnte, weil er die Sicherheit bedeutete. Als wieder ein höheres Schneefeld erstiegen war, folgte die Gegend der Schluchtwand, wo man in die vorher verlassene Schluchttiefe durch eine Rinne abzustiegen hatte. Über glitschigen Platten, über welche das Schmelzwasser herabfiel; doch vermied man den Wasserlauf und suchte sich in den Platten daneben das weitere Vordringen, wodurch eine geringere Aufstiegänderung zum einstigen Erstersteigerweg entstand. Sie hatte aber keinen wesentlichen Vorteil gebracht; Heß ist der Meinung, dort habe es unnötige Schwierigkeiten gegeben, die durchwegs zu vermeiden sind, wenn man richtig in der natürlichen Aufstiegslinie verbleibt¹⁵⁾. Ein Stück höher vereinigte sich die Variante mit dem Weg der Erstersteiger über die Schluchtwand. Heinrich Heß erklimmte sie als erster seilfrei, dann folgte Spreitz mit dem Seil, das Eduard Gerstenberg zu sichern hatte. Gerstenberg plagte sich sehr an der Schluchtwand, weshalb Heß zurückkletterte und einmal dem hilflos hängenden Freund beistehen mußte. Es hatte ein regelrechtes Hochhissen gegeben, ein Umstand, der Oskar Romich zum Aufgeben zwang. Er fürchtete, in eine ähnliche Lage zu geraten wie Eduard Gerstenberg. Jetzt rief man sich fröhlich ein „G Glück auf!“ zu und stieg weiter: „die Einen

Reichenstein von Süden (über dem Treffnerriegel)



I = Reichenstein, 2247 m.

II = Totenköpfl, 2178 m.

III = Pfarrmauerhöhe, 1962 m; a = Reichensteinscharte, etwa 2100 m, b = Totenköpflscharte, etwa 1990 m, links Wildscharte, 1903 m.

A = Lage der Flietzenalm, 1203 m (Ausgang für 1873).

B = Treffnerriegel, 1628 m, gegen die Treffneralm (Abklang für 1873).

C = Totenköpflflanke = Querung von 1953 m zu 1900 m am Pfarrmauerriegel neben dem „Steinfeld“ (Abstiegsstrecke für 1873).

1 = Südflanke, obere Südwand: J. Frischauf und F. v. Juraschek mit M. Spreitz („Krachler“), 1873 = Aufstieg der Erstersteiger.

2 = Südflankenquerung: J. Frischauf und F. v. Juraschek mit M. Spreitz („Krachler“), 1873 = Abstieg der Erstersteiger zum Treffnerriegel und zur Treffneralm (heutiger Normalweg von der Mödlinger Hütte, 1523 m).

3 = Ostwand-Ostschlucht: L. Brunner und A. Franz, 1884.

Einfassungstrecken des historischen Erstersteigerweges (an der Südwand).

× = Reichenstein-Südgrat: F. Steirl und Henriette Baumgartl, 1934 (ÖAV, „Austria-Nachrichten“ 1935/150),

×× = Totenköpfl-Südgrat: E. Pichl, K. Baum und E. Kubelka, 1901 (ÖAZ 1902/12), ab

Sobald die Schluchtwand überstiegen war, bestimmte die Felsgliederung den weiteren Aufstieg. Dem Gipfel entgegen! Heinrich Heß immer seilfrei voran, Mathias Spreiz und Eduard Gerstenberg mit dem Seil verbunden. Damit entsprach man der Forderung nach Sicherheit, da das obere Gelände noch steil und reichlich schneebedeckt war. „Es ist schwer zu bestimmen ob — einmal ins Rutschen gekommen — ein Erhalten noch möglich gewesen wäre“ (3), meint Heß in seinem Bericht. Niemand rutschte jedoch ab, es ging alles vorzüglich weiter. Schritt um Schritt. Die Schlucht blieb zurück. Nach einem Schneefeld und einem Absatz darüber, endete ein neuerliches Schneefeld bei dem Aufbau gegen den Gipfel. Dort hatte es eine vereiste Platte gegeben, die „übersprungen werden mußte“ (3). Heß war der erste, doch nicht sehr sichere Springer gewesen. Nur am rasch eingeschlagenen Pickel konnte er sich verankern, aus der gefährlichen Situation befreien, ansonst wäre er rettungslos zur Tiefe gefallen. Den Nachrückenden ging es an dieser Stelle etwas besser.

Von der Gipfelwand tropfte das Schmelzwasser gegen den Abgrund, morsches Gestein bröckelte dabei ab. Die Reichensteinscharte gegen das Totenköpfl erschien ganz nahe; sie durfte aber nicht angesteuert werden. Links unter der Ostwand mußte man weiter: an schmalen Stufen mit Rissen, durch eine manns hohe Querspalte bis zum Südgrat empor, was einige Zeit bedurfte. Dabei mahnte schon die Zeit. Der Sonnenuntergang war nahe, „wir aber noch bei weitem nicht auf der Spitze“ (3). Heß eilte so gut und rasch, als es ihm gelingen konnte, vorwärts, brauchte aber lange dazu; Spreiz und Gerstenberg benötigten noch mehr Zeit, weil ein neuerlicher Schnee hang einen herben Riegel vor dem Schlußaufstieg aufgerichtet hatte. Als es zu dämmern anfang, gab eine schlüpfrige Stelle zu äußerstem Bedenken Anlaß, dann war nach ihr der eigentliche Südgrat erreicht. Heinrich Heß verharnte und sah auf: zum Gipfel, zum Zenith seines Jugendtraums. Er wartete, bis die Seilschaft nachfolgte, denn auch sie sollte sehen, was bald eintreten mußte.

Aber Heinrich Heß sah mehr als den nahen Gipfel, Wolkenballen in der Ferne. Unzählige Bergketten darinnen im letzten Licht des Tages. Jener große Augenblick war gekommen, in dem Heinrich Heß fühlte, er werde ab nun diesen Gesäusebergen ewig verbunden bleiben. Ihnen allen, die nun — zum ersten Mal im Leben vom Reichensteingipfel gesehen — unter ihm lagen. In finster gewordenen Tälern. Über unbekanntem Karen und Abhängen. In diesem Augenblick war es 19.38 Uhr geworden. Bald nach der Südgratstufe, am Beginn einer Böschung, war Mathias Spreiz zurückgeblieben. Er war zu müde geworden, er hatte den beiden Wienern die Richtung zum Ende des Aufstiegs gezeigt, dann aber gern

II bis b = Totenköpfl-Ostgrat: H. Pfannl und Th. Maischberger, 1897, bis zur Reichensteinscharte (1. Überschreitung, dann sofort auch 2. Überschreitung des Totenköpfls zurück zur Totenköpflscharte als 1. Abstieg; OAZ 1898/10). 2. Aufstieg am Totenköpfl-Ostgrat und 1. Gesamtüberschreitung bis zum Reichenstein (3. Totenköpflüberschreitung!): H. Pfannl, Th. Keidel und Th. Maischberger, Sommer 1898 (OAZ 1899/33, 34, 35 Tourenberichte). 1. Gesamtabstieg (Reichenstein—Reichensteinscharte—Totenköpfl—Totenköpflscharte): E. Pichl und E. Gams, 1899; war die 1. Längsüberschreitung des Reichensteins vom Westen (ab Wildscharte) nach Osten (zur Totenköpflscharte; OAZ 1899/204).

Linke Gipfelgratstrecke (I bis Wildscharte).

Reichenstein-Westabsturz: E. Pichl und E. Gams, 1899 über das auslaufende Nordwestwandband hinweg zur „Admonterschulter“ (OAZ 1899/204, MAV 1899/208). 1. Ge-

die Füße ausgestreckt, um wenigstens für einige Minuten eine geringe Ruhe zu haben. Heß meinte dazu: „Wir konnten es dem braven Alten nicht verdenken, wenn er müde war“ (3), denn auch er und besonders Gerstenberg waren müde geworden. Von Trieben in einem Tag bis zum Reichensteingipfel galt für genug; auch für sie! Und nun kam noch der Abstieg dazu . . .

Es dämmerte der Nacht zu, als die beiden Steinmänner, die Johann Frischauf am Reichensteingipfel errichtet hatte, von den Zweitersteigern verlassen wurden. Nach unten, zum Abgrund, zum zurückgelassenen Mathias Spreitz. Man hatte sich nur ganz kurz umgesehen vorher, und dabei so viel gewonnen . . .

Nun erforderte die Wirklichkeit frische Entschlüsse. Jeder Schritt wurde in der hereingebrochenen Finsternis lebensgefährlich, aber ein guter Schutzengel wachte und half. Breitete in Fürsorge seine Fittiche über den Reichenstein und seine jugendliche Zweitersteiger. Alle Nöte, alle Sorgen wurden kleiner, je tiefer man kam. Um 20 Uhr 30 betrat man den Schluchtrand, schlecht, denn es hatte Einzelheiten gegeben, wo man nahe am Versagen war. Erst in der eigentlichen Südschlucht nahmen die Gefährlichkeiten ab, doch war die Dunkelheit so intensiv, daß man nicht mehr die einzelnen Stellen sah, auf die zu treten war. Die Nacht ebnete alle Beschaffenheiten des Geländes ein. Eine einzige schwarze Decke hing zur Tiefe. „Mit den Fußspitzen mußten wir vorerst jeden Schritt sorgfältig sondieren, was begreiflicherweise wieder viel Zeit erforderte“ (3), sagt Heinrich Heß, als er zuerst in den Abgrund tastete, um festzustellen, ob man richtig wäre. Nein, man war es nicht. Man stand noch zu hoch im Abhang, auf einem Band, das sofort abbrach. „Und um unseren Leidenskelch voll zu machen, brach auch das Unwetter, welches sich stundenlang über unseren Köpfen konzentriert hatte, los. Klatschend schlugen zuerst einzelne, große Tropfen gegen das Gestein, doch bald wurde der Regen tüchtiger. Es begann in vollen Strömen herabzugießen, so daß wir in Kürze vollkommen durchnäßt waren. Trotz alldem mußten wir weiter“ (3), immer weiter, hinab zur Tiefe. Heß überreichte Spreitz seinen Pickel, erfaßte ein Seilende und ließ sich damit frei hängend in den Abgrund hinab. In wenigen Sekunden war dies geschehen. Auf einem Schnee konnten Stufen nach unten getreten werden, um so zu einer Stufe zu kommen. „Gerstenberg mußte das selbe Experiment machen, während Krachler oben eine Felsspalte benützt“ (3). Und in dem Augenblick, als wieder alle drei vereint beisammen waren, flammte es in der Tiefe auf: Romich und Kaiser signalisierten ihre Ankunft bei der Hinteren Flietzenalpe . . .

In diesem Augenblick hatte Heß bemerkt, daß Spreitz seinen Pickel irgendwo liegen gelassen hatte. Deswegen mußte er, nicht gutmütig gestimmt, zurücksteigen, um zu holen, was ihm als einzige Hilfe beim nächtlichen Abstieg erschien. Der Pickel! Heß verankerte sich dutzendfach an ihm, besonders, als die Schneehalden nach unten einsetzten. Zugleich klang der Regen ab, die Reichensteinwand hellte auf, der Vollmond trat aus den jagenden Wolken hervor, und eigenartig hell erschien eine Felsklippe in der engsten Nähe. Fast geisterhaft erstrahlte ein Latschenbusch daneben, wo man ein wenig rastete. Dabei schlummerte sofort Gerstenberg übermüdet ein. Seine Kräfte erlaubten nichts mehr. Kurz darauf ging es aber neuerlich weiter bergab; über Schrofen durch Latschenbüsche und Grashalden, Schuttrinnen und Schneelehnen. Gerstenberg verfiel dabei an einem dünnen Latschenast und schrie auf, da er sofort über dem Abgrund baumelte. Er wurde heraufgezogen und eine bessere Abstiegsstelle gesucht. Mitternacht war vorüber, als man den letzten Riegel überstieg, am letzten Abhang abboq. Nach ihm war alles eben; bis zur Hinteren Flietzenalpe hinab. Um ein